

Guatemala: Entwicklung indigener Gemeinden im Rückwärtsgang von Andreas Boueke

In der Klimakrise gilt die Lebensweise indigener Völker als Vorbild für nachhaltigen Lebensstil. Doch die Pandemie hat die Ureinwohner vieler Länder weiter an den Rand gedrängt. So leiden in Guatemala immer mehr Familien an Unterernährung und mangelnden Bildungs-Chancen. Kleine Entwicklungsschritte wurden zunichtegemacht.

Über vierzig Prozent der Einwohner Guatemalas gehören zu einem Volk der Maya. Kein anderes lateinamerikanisches Land hat einen so hohen indigenen Anteil. Aber Guatemala ist auch das Land mit den wenigsten Krankenhausbetten: Bei steigenden COVID-Zahlen bekommen selbst schwer Kranke meist keine angemessene Versorgung.

Das Hochlandstädtchen Tecpán, knapp hundert Kilometer westlich von Guatemala-Stadt, war einer der ersten Orte Mittelamerikas, in dem Corona viele Todesopfer gefordert hat. Das lokale Gesundheitszentrum soll 110.000 Menschen der Umgebung medizinisch versorgen. Der Leiter, Dr. Joel Cujcuj, beklagt die mangelnde Ausstattung: „Alle COVID-Fälle werden von nur vier Personen betreut. Drei Krankenpfleger und zwei Ernährungswissenschaftlerinnen bekämpfen die Unterernährung. Aber in den abgelegenen Weilern ist der Bedarf viel größer.“

Angst vor COVID und Hunger

In den vergangenen zwei Jahren hat die Zahl chronisch unterernährter Kinder deutlich zugenommen. Märkte waren geschlossen. Viele Menschen durften ihre Dörfer nicht verlassen – nicht einmal für die Feldarbeit. In der Umgebung von Tecpán lebt vor allem das Mayavolk der Kaqchikel. Die medizinische Assistentin Ana Salomón ist oft lange unterwegs, um deren kleine Siedlungen zu erreichen. „Wir unterstützen die Familien beim Infektionsschutz. Doch sobald wir das Wort ‚Quarantäne‘ aussprechen, reagieren viele Leute panisch. Sie fragen uns: ‚Wie sollen wir überleben, wenn wir eingeschlossen sind? Wir haben nicht genug zu essen.‘“

Die Lehrerin Carmelina Lix ist im alten Stadtkern von Tecpán aufgewachsen. Ihre Großeltern haben Kaqchikel mit ihr gesprochen. Ende 2019 wurde sie in die Grundschule der abgelegenen Siedlung Paraxquín versetzt. Kurz darauf wurde diese wegen Corona geschlossen. Heute macht sie einen Kondolenzbesuch: Der Vater eines ihrer Schüler ist gestorben.

Eine Witwe und ihre drei Kinder

Die junge Witwe heißt Marta. Vor wenigen Tagen ist ihr Mann in den USA bei einem Unfall ums Leben gekommen. „Mit diesem Besuch wollen wir die Familie unterstützen und trösten. Wir haben ein paar Nahrungsmittel und ein wenig Geld mitgebracht“, sagt Carmelina Lix. Sie öffnet eine Tür aus alten Brettern und tritt in einen kargen Raum. Marta, die hagere Mutter des Schülers, sitzt auf einem wackeligen Holzbett.

Die junge Frau muss sich jetzt allein um ihre drei Kinder kümmern. Auf Kaqchikel erzählt sie von ihrem Mann, der seit seiner Kindheit als Tagelöhner gearbeitet hat: „Für ihn war es schwer, dass er den Kindern keine neue Kleidung kaufen und ihnen kein besseres Leben ermöglichen konnte. Für seine Arbeit hat er nie einen fairen Lohn bekommen. Oft hatten wir nicht genug zu essen.“



Nachbarinnen stehen Doña Marta bei der Trauer um ihren Mann bei.

Als die Pandemie begann, traute sich die Familie lange nicht, Paraxquín zu verlassen. Marta berichtet: „Ab fünf Uhr nachmittags galt eine Ausgangssperre. Es war nicht mal erlaubt, dass die Männer abends zu Fuß von ihren Feldern zurück nach Hause gehen. Wie soll man da genug Nahrungsmittel anbauen?“ Besonders in den ersten Monaten der Pandemie griff die Regierung hart durch. Viele Personen, die sich nicht strikt an



Seit Beginn der COVID-Krise ist es für viele Mayafamilien noch schwieriger geworden, ihre Kinder ausreichend zu ernähren

Überprüfung im Menschenrechtsrat

Im Januar 2023 wird die Menschenrechtslage von Guatemala im Rahmen des *Universal Periodic Review* im UN-Menschenrechtsrat überprüft. Zur Vorbereitung wird eine Delegation guatemaltesischer Menschenrechtsorganisationen, zu denen auch FIAN Guatemala gehört, Anfang Dezember in Genf einen Parallelbericht vorstellen. Rückschläge bei der Umsetzung des Rechts auf Nahrung, mangelnde Programme zur ländlichen Entwicklung, fehlender Schutz einheimischen Saatguts sowie die Rechte von Bäuerinnen und Bauern sind hierbei einige Schwerpunkte.

die Ausgangssperren oder die Maskenregeln hielten, landeten im Gefängnis. Zwar gab es Unterstützungsleistungen, aber die Auszahlung wurde über die Stromrechnung abgewickelt. Viele arme Familien auf dem Land haben keine Elektrizität in ihren Hütten und gingen leer aus.

„Seit meiner Kindheit bin ich an Hunger gewöhnt“, sagt Marta. „Manchmal höre ich von Leuten, die Fleisch essen. Das kenne ich nicht. Für mich sind Reis und Bohnen das beste Essen. Das reicht. Aber manchmal esse ich gar nichts. Wenn ich nur ein bisschen was habe, gebe ich es den Kindern.“ Marta bekommt keine Lohnarbeit. Sie kann nur am Webstuhl arbeiten – aber es dauert lange, bis eine Decke fertig gewebt und verkauft ist. Sie fürchtet den Hunger daher mehr als COVID.

Chronische Unterernährung

Guatemala ist das bevölkerungsreichste Land Mittelamerikas. In den Jahren vor Corona war die wirtschaftliche Entwicklung positiv, doch der Reichtum ist extrem ungleich verteilt. Viele soziale Indikatoren fielen zurück. Die meisten Programme zur Hungerbekämpfung sind ineffizient. Seit Beginn der Pandemie hat sich die Zahl der Kinder, die offiziell an chronischer Unterernährung gestorben sind, daher mehr als verdoppelt. Dr. Cujcuj kennt den Mangel seit Jahrzehnten. Ein Landarbeiter in einem Weiler wie Paraxquín verdient oft weniger als fünf Euro am Tag. „Viele Familien ernähren sich ausschließlich von Maistortillas, Bohnen und Kaffee. Damit decken sie ihren Bedarf an Kohlehydraten, aber es reicht nicht für eine gesunde Ernährung. Wir versuchen, diejenigen zu unterstützen, die während der Quarantäne nicht die Möglichkeit haben, Nahrungsmittel zu besorgen. Viele haben einfach gar nichts.“

Die Ernährungswissenschaftlerin Emily Guzmán sitzt neben einer Waage, mit der sie das Gewicht von Säuglingen prüft. Unterernährte Kleinkinder sind dürr und wollen immer schlafen. Viele lernen erst sehr spät laufen und sprechen. Und weit über die Hälfte der indigenen Kinder im Grundschulalter leidet an chronischer Unterernährung. „Bei den Zwei- bis Fünfjährigen beobachten wir oft ein schlechtes Gedächtnis. Sie haben eine geringe Körpergröße und Lernschwierigkeiten“, so Guzmán. Das Problem beginnt häufig schon während der Schwangerschaft, da die werdenden Mütter nicht genug essen. „Der Hunger wird über Generationen vererbt“, sagt Emily Guzmán. „Das war schon vor COVID so“.

Auch die sechs Kinder des Landarbeiters Agustín Mux haben schmale Gesichter und einen kleinen Körperbau. Der Dreißigjährige



Im Gesundheitszentrum von Tecpán gibt es COVID-Impfungen.

spricht darüber, welche Veränderungen die Pandemie gebracht hat: „In normalen Jahren zieht die ganze Familie während der Erntemonate auf eine Kaffeepflanzung. Dort können wir mehr verdienen. Alle helfen mit. Die Kinder pflücken Kaffeekirschen und tragen Säcke.“ Viele Familien in Paraxquín sehnen den Tag herbei, an dem sie auf die Farmen gehen können. Dort bleiben sie fast ein halbes Jahr lang, so dass viele Kinder die ersten Monate des Schuljahres verpassen. Die Wanderarbeit ist zwar hart, aber für viele Familien die einzige Möglichkeit, etwas Geld zu sparen. „Aber in den letzten beiden Jahren konnten wir nicht zur Kaffeefarm reisen“, erzählt Agustín Mux. „Die Plantagen haben nur Leute eingestellt, die in ihrer Umgebung wohnen.“

Zwei Jahre ohne Schule

Bis heute sind abgelegene Mayadörfer vom Rest des Landes nahezu abgeschnitten. Auch internationale Hilfsorganisationen haben nicht die Möglichkeit, sich in allen bedürftigen Landesteilen zu engagieren. Carmelina Lix erinnert daran, dass die Kinder vor der Pandemie zumindest in der Schule ein ordentliches Frühstück bekommen konnten. „Für viele war das täglich die Mahlzeit mit dem größten Nährwert. Jetzt bekommen sie dieses Schulfrühstück nicht mehr“. Laut Weltbank gehen guatemaltekeische Kinder im Schnitt 6,3 Jahre lang zur Schule. Noch weniger Schulzeit in Lateinamerika erleben nur die Kinder in Honduras und Haiti.

Wenn die Grundschullehrerin nach Paraxquín kommt, ist sie noch immer über die extreme Armut erschüttert. Die meisten Familien wohnen in einem einzigen Raum einer kärglichen Hütte. In Zeiten der Pandemie kam es zu Rückschritten in der Bildung, die viele Kinder nie mehr aufholen werden. Dann verschließen sie sich wieder in ihrem bäuerlichen Leben – so wie früher, als sich nur sehr wenige Mayafamilien Bildung leisten konnten. Und die Auswirkungen des wirtschaftlichen Einbruchs werden noch lange zu spüren sein. Emily Guzmán prophezeit: „Die Krise führt zu Analphabetismus, Hilflosigkeit und Hunger. Langfristig hat sie hier in Tecpán schlimmere Konsequenzen als das Virus selbst“. Viele Kinder werden ohne Schulbildung aufwachsen, mit kleinen Körpern, die unter chronischer Unterernährung leiden.



Agustín Mux und seine Familie

Andreas Boueke berichtet seit dreißig Jahren als freier Journalist aus Mittelamerika.